

# Das Burgfräulein.

Roman von Friedrich Friedrich.

(14. Fortsetzung.)

## Neuntes Kapitel.

Die Verlobung blieb Fräulein v. Hanstein's Wunsch entgegen sein. Sie heimlich, das Brautpaar entging den von allen Seiten andrängenden Glückwünschen nicht. Mina v. Henneberg schien für den ersten Augenblick außerordentlich überrascht zu sein, dann vermochte selbst das schärfste Auge aus ihren Zügen nicht zu erkennen, ob sie sich darüber freute oder ärgerte. Aus früheren ähnlichen Fällen war freilich zu schließen, daß sie sich ärgerte, denn weil sie selbst nicht das Glück gefunden hatte, geliebt zu werden, gönnte sie das selbe Niemandem.

Renno ließ unter der Arbeiter Wein vertheilen, nicht, um sie zu erfreuen, sondern um Ewa zu zeigen, wie glücklich er sich fühlte. Die Lust ringum wurde eine immer geräuschvollere. Ewa sehnte sich heimzulehren.

„Ich begleite Dich!“ rief Renno. „Lassen Sie mich allein mit meiner Tante heimkehren.“ bat Ewa; „ich bedarf der Ruhe und morgen werden wir uns ja wiedersehen.“

Fräulein v. Hanstein fuhr bald darauf mit Mina v. Henneberg durch den Wald und über die Hochebene hin. Der Wagen war zurückgeschlagen, denn die Nacht war warm und der Mond schien hell; es war eine eigenthümliche Stimmung nach der Verlobung, denn weder Ewa noch Mina sprachen ein Wort. Ewa hatte sich in einen Sessel geküßt und blickte träumend in die Ferne, wo die Trümmer der Pleßburg grau aus dem dunklen Walde emporstiegen.

„Dein Vetter scheint über die Verlobung sehr erbittert zu sein.“ brach Mina endlich das Schweigen; „ich sah, wie er sich auf sein Pferd schwang und davon sprengte; hat er Dir Adieu gesagt?“

Ewa zuckte mit der Schulter. „Nein,“ entgegnete sie; „es ist nicht meine Schuld, wenn er sich thörichte Hoffnungen gemacht hat, übrigens wird er sich wohl bald beruhigen.“

„Wie ist es gekommen, daß Renno Dir heute seine Liebe gestanden?“ fragte die alte Dame, welche die Neugierde nicht zu unterdrücken vermochte. „Liebe Tante, ich bitte Dich, frage mich heute nicht mehr!“ rief Ewa ungeduldig; „ich weiß es selbst nicht — ich muß mich erst darin finden — gönne mir heute Ruhe!“

Sie lehnte sich fester in die Wagenende.

Mina v. Henneberg preßte die Lippen fest auf einander, sie schwieg und warf nur dann und wann einen flüchtigen Seitenblick auf ihre Nichte, aus deren Benehmen sie das Glück einer jungen Braut nicht zu erkennen vermochte.

Schweigend fuhren sie auf den Hof der Pleßburg. Ewa sprang schnell aus dem Wagen; sie rief ihrer Tante fast flüchtig eine gute Nacht zu und begab sich dann sofort in ihr Schlafgemach. Einige Minuten schritt sie in demselben auf und ab, dann setzte sie sich am Fenster nieder, stützte den Kopf auf die Hand und blickte hinaus in die helle Mondnacht. Hatte sie, als sie Renno ihres Hand reichte, nicht eine allseitige Begonnen? — Liebe sie diesen Mann wirklich? — Sie rief ihren Verstand zu Hilfe, sie erinnerte sich an alle Aufmerksamkeiten, die er ihr erwiesen hatte, und mußte sich gestehen, daß sie ihm keinen Vorwurf zu machen hatte; sein Benehmen war ein ritterliches, er war reich und unabhängig; er hatte sich mit einem Luxus umgeben, wie man ihn nur bei der höchsten Aristokratie trifft, sein Wesen war einnehmend, seine Gestalt männlich schön, und doch wohl dies Alles für das Herz nur sehr leicht.

Erst jetzt, wo sie über das Geschehene ruhiger nachdachte, fühlte sie, daß sie ihn nicht liebte, wenn sie ihm ihre volle Achtung auch nicht versagen konnte. Ob die Liebe noch kam, ob die Zukunft sie brachte? Wenn sie es auch hoffte, wie wenig Beruhigung lag in einer solchen Hoffnung! —

Um dieselbe Zeit kehrte Dr. Werner zur Stadt zurück; er hatte einen großen Umweg gemacht, um sich Ruhe zu erringen, ehe er vor seine Mutter hintrat; sein Bemühen war vergebens gewesen. Er liebte Ewa mit der ganzen Leidenschaft seines tiefen Charakters; er hatte nicht den Muth besessen, dem adeligen Fräulein diese Liebe zu verathen, sie stand ja zu hoch über ihm. Hatte er Hoffnung, daß die schöne, reiche Gutsbesitzerin die seine Liebe werden würde? Alles war von ihm aufgegeben, um diese Liebe zu bekämpfen; er hatte sein Herz zwingen wollen, zu vergessen, und gehofft, daß es ihm gelingen werde; jetzt, wo Ewa einen anderen Mann angehörte, fühlte er, daß er sie nie vergessen könne; erst jetzt empfand er, wie glühend seine Liebe war, sie erfüllte sein ganzes Sein

und Denken. Ede und leer lag die Zukunft vor ihm; was konnte er von ihr noch erwarten? — Es war ihm, als ob sein Leben mit einem Male jeden Halt verloren habe, als ob er auf seinen Wogen hintreibt, wie ein Schiff ohne Mast und Steuer auf dem Meere.

In dieser Stimmung langte er endlich in seiner Wohnung an, er wollte sie seiner Mutter verbergen, seine bleichen Wangen verriethen ihn nur allzu schnell. Er wich den besorgten Fragen seiner Mutter aus, der Schmerz übermannte ihn doch endlich, er warf sich auf einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Als dann die würdige Matrone zu ihm trat und ihm schweigend mit der Hand über den Kopf hinstrich, da umklammerte er sie mit beiden Armen, legte den Kopf an ihre Brust und weinte laut. Es waren die ersten Thränen, die seit langen Jahren seine Wangen netzten, die Brust würde ihm in diesem Augenblicke sein, wenn er sie hätte zurückdrängen wollen.

Mit dem Kopfe an dem Herzen der Mutter ruhend, gestand er ihr Alles, — seine Liebe zu Ewa, — sein Ringen und sein gescheitertes Hoffen. Die Hand der Frau, welche auf seinem Haupte ruhte, zitterte leise. Von Jugend auf hatte ihr Auge über ihn gewacht; er war ihr Stolz, ihre Freude, ihr Glück. Das höchste Glück erachtete sie für ihn nicht zu groß, denn er verdiente es, sein Herz war gut, sein Charakter edel. Und nun sollte er vergessens nach dem Glücke gerungen haben? „Sei ruhig, Kurt,“ sprach sie mit bewegter Stimme. „Du wirst es überwinden und vergessen.“

„Nein!“ rief Kurt, indem er den Kopf emporstreckte, „bis werde ich nie überwinden, denn ich weiß, wie ich gerungen habe, das ganze Leben liegt über mir.“

„Du kennst noch nicht die Macht der Zeit,“ fuhr die alte Frau mit ihrer milden Stimme fort; „Du weißt nicht, wie sicher sie heilt, wenn sich ihre Kraft auch nur langsam bewährt.“

„Meinen Schmerz heilt sie nicht!“ rief Werner. „Sieh! Kurt, als Dein Vater gestorben war, habe ich auch so gesprochen und mein Schmerz war ein noch größerer. Ich hatte ein Herz verloren, welches mir gehörte, — mit dem ich verwachsen war; ich hatte das volle Glück, welches der Mensch sich nur zu denken vermag, genossen, ich glaubte ohne dasselbe nicht leben zu können, — ich wollte auch nicht leben und schenkte den Tod als meine größte Wohlthat herbei. Jedem Worte des Trostes verschloß ich mich, denn was ich verloren hatte, konnte mir nie — nie wieder gegeben werden, sieh! und doch hat die Zeit den Schmerz geheilt. Noch gehört mein Herz Deinem Vater, allein der Schmerz hat sich in ein stilles, wehmüthiges Gefühl aufgelöst, dem keine Schärfe mehr innewohnt!“

Kurt hatte sich erhoben und schritt im Zimmer auf und ab; die beruhigenden Worte übten wenig Wirkung auf ihn aus. Als Albert Renno am folgenden Tage Ewa besuchte, verrieth nichts in ihrem Gesicht oder in ihrem Wesen, welche Kämpfe sie während der Nacht durchdrungen hatte; ihre Wangen waren wohl etwas bleicher, dies konnte inebenen ebensoviele eine Folge der Aufregung des vorhergegangenen Tages sein. Ewa wußte jetzt, daß sie ihren Verlobten nicht liebte; ihr stolzer Sinn gesankte aber nicht, dies zu zeigen. Niemand sollte es errathen; aus freiem Entschlusse hatte sie ihm ihre Hand reichend und sie wollte das einmal Gesagene tragen, mochte es ihr auch noch so schwer werden.

Lächelnd empfing sie Albert; sie schien sogar heiter zu sein und sprach scheinbar ganz unbefangen über das Fest und die Zukunft. Nur aus einem Umstande hätte ein scharfer Beobachter errathen können, daß sie Renno nicht wirklich liebte. Sie vermied es nämlich, mit ihm allein zu sein und als er einen Spaziergang durch den Park mit ihr zu machen wünschte, forderte sie lächelnd ihre Tante auf, sie zu begleiten.

„Tante Mina's Herz haben Sie längst gewonnen, weil Sie ihr stets die Hand geliebt,“ sprach sie in scherzendem Tone zu Albert; „jetzt dürfen Sie sie nicht vernachlässigen, sonst gählet ihre Zuneigung sich ebenso schnell in Aneignung und es ist schwer, sie zu versöhnen, wenn sie einmal großt.“

„Ich befürchte, Dein Vetter wird noch schwerer zu versöhnen sein, denn er hat fest auf Deine Hand geredet,“ sprach Renno; „er sah sich im Geiste schon als Herr Deines Gutes an.“

„Dieser Verlust wird ihn am mei-

sten schmerzen,“ bemerkte Ewa; „er ist indessen gutmüthig und oft auch liebenswürdig, und es wird ihm deshalb nicht schwer werden, ein anderes reiches Mädchen zu finden; ich werde ihm dies sagen, sobald er kommt und werde bemüht sein, eine reiche Braut für ihn zu suchen.“

„Glaube! Du wirst, daß er wieder zu Dir kommen wird?“ Er ist gestern sehr erbittert fortgeritten.“

„Ich bin überzeugt, daß er sogar bald kommen wird; in der Stadt hält er es nicht lange aus, obschon er jedesmal, wenn er hier ist, klagt daß es auf dem Lande langweilig sei. Woher wissen Sie, daß er so sicher auf meine Hand rechnete? Ich habe ihn nie ermuntert, sondern all' seine Bewerbungen zurückgewiesen.“

„Er hat es mir selbst gesagt,“ gab Renno zur Antwort; „er sprach davon, daß er Dich heirathen werde, wie von einer bereits fest beschlossenen Sache, freilich habe ich ihm nicht geglaubt.“

„Und weshalb nicht?“ warf Ewa ein.

„Ich konnte nicht glauben, daß Du Dich einem so schwachen Charakter anvertrauen würdest,“ gab Albert zur Antwort. „Wer selbst so entschieden ist, wie Du es bist, kann bei einem Anderen Unentslossenheit und Schwanken nicht lieben.“

Ewa hatte sich in Betreff Arthur's nicht geirrt. Vierzehn Tage lang ließ er nichts von sich hören, dann ritt er eines Tages auf den Hof der Pleßburg, nur etwas langsam, als er sonst zu thun pflegte. Ewa freute sich, als sie ihn erblickte, denn nachdem sie ruhiger geworden war, that es ihr doch leid, daß er sich ihrer Verlobung so sehr zu Herzen genommen hatte. Er war ihr immer ein guter Gesellschafter gewesen, den sie ungerne entbehre. Sie eilte aus der Thür ihm entgegen.

„Nun, lieber Vetter, endlich kommst Du, um mich zu besuchen!“ rief sie. „Halb ärgerlich und halb verlegen strich Arthur den kleinen Schnurrbart, „Ich komme gar nicht Deinetwegen,“ entgegnete er trozig.

„Also willst Du nur die Tante Mina besuchen?“ bemerkte Ewa lachend. „Nein, die noch viel weniger,“ rief Arthur, und dieser Gedanke war ihm in der That so unangelegentlich, daß er ihn nicht zu fassen vermochte; „Dein lieber Vetter bin ich nicht mehr,“ fügte er sehr entschieden hinzu.

„Doch, doch, der bleibst Du!,“ rief Ewa. „Arthur, nun komm und sei vernünftig; sieh, ich habe Dich vermißt, denn Du bleibst doch mein bester Gesellschafter und Du bist wahrhaftig in der Zeit, in welcher ich Dich nicht gesehen habe, noch gewachsen!“

Sie ersah die dem Pferde Gestiegen am Arme und zog ihn mit sich in den Park. Arthur folgte nur widerstrebend; seine Brauen waren zusammengezogen und er begriff jetzt selbst nicht, wodurch er sich hatte verleiten lassen, seine Cousine wieder zu besuchen.

„Nun sage mir, weshalb Du mir zürnst?“ fragte Ewa, indem sie vor ihm stehen blieb und ihn an einem Knopfe der Uniform festhielt. Arthur blickte sie erstaunt an; sie wagte noch zu fragen, während sie ihm nach seiner Ueberzeugung hinreichenden Grund gegeben hatte, sie zeitweilig zu hassen. „Du fragst noch!“ rief er. „Weil — Du diesen Menschen heirathen willst!“

„Du meinst Renno!“ fiel Ewa lächelnd ein. „Du hast Recht, Arthur; ich habe Dir früher öfter gesagt, daß ich nie heirathen werde, allein ich habe dies nie ganz ernstlich gemeint. Ich würde aber meinen Entschlusse nicht geändert haben, wenn der Gedanke, eine alte Jungfer zu werden, mir nicht zu peinlich gewesen wäre. So oft ich Tante Mina ansah, rief es in mir, so darfst Du nie werden!“

„Deshalb hastest Du doch nicht nötig, Dich mit diesem Manne zu verloben!“ entgegnete Arthur. „Auch darin hast Du Recht; es ist indessen einmal geschehen und deshalb nicht mehr zu ändern. Du siehst, ich gebe Dir heute in Allem nach, nun sei wieder lustig!“

„Nein!“ gab Arthur sehr entschieden zur Antwort, obschon sein Groll schon bedeutend nachgelassen hatte; „glaube! Du denn, daß Du mit ihm glücklich wirst?“

„Lieber Vetter, diese Frage richtest Du an eine Braut?“ entgegnete Ewa lächelnd, obschon diese Worte sie tiefer berührten, als Arthur ahnte; „nun komm, wir wollen spazieren gehen.“

„Wird Renno heute kommen?“ fragte Arthur. „Ich glaube es.“

„Dann werde ich wieder fortreiten, denn ich mag mit ihm nicht zusammenkommen.“

„Bleib nur, er wird erst später kommen.“

Arthur blieb zwar; er entfernte sich jedoch sehr früh, um, wie er sagte, mit dem Räuber seines Glückes nicht zusammenzutreffen zu müssen.

Renno bot Alles auf, um Ewa's Liebe zu erringen, denn daß ihm ihr Herz nicht gehörte, darüber konnte er, nachdem Wochen seit jenem Festtage verstrichen waren, kaum noch im Zweifel sein. So sehr das Fräulein sich

beherrschte, wenn Andere zugegen waren, so trat doch im Augenblicke ihrer trostiger Sinn mit jedem Tage mehr hervor. Um sie nicht zu betören, sagte er sich in den meisten Tagen, daß er sich doch diese Raubiergeiten ihren Augen noch bewahrte; er hörte mit der Zeit doch ihr Herz zu gewinnen und ihren Trost zu zagen.

Zu den Kutnen der Pleßburg führte von dem Gute aus nur ein Zugweg; zu Wagen waren diese Reiten nur aus einem weiten Umwege zu erreichen. Ewa hatte schon früher den Wunsch gehegt, hart an dem steilen Abhange im engen Zugweg anzulegen und sprach mit ihrem Verlobten darüber.

„Es wird kaum gehen,“ entgegnete Renno, dessen erfahrener Auge die großen Schwierigkeiten nicht entgingen.

„Weshalb nicht?“ warf Ewa, über den Widerspruch unwillig, ein. „Der Berg besteht fast nur aus Gerölle, es müßte eine starke Mauer aufgeführt werden und diese würde viel Zeit in Anspruch nehmen.“

„Und wie lange würde es nach Deiner Ansicht währen, bis der Weg und die Mauer hergestellt wären?“ fragte Ewa.

„Das ist schwer zu bestimmen, jedenfalls würden mehrere Monate darüber hingehen.“

Ewa glaubte, daß Renno die Anlage des Weges nicht wünschte und deshalb die Schwierigkeit übertrieb. „Dann werde ich ihn selbst anlegen lassen und sehen, ob er sich nicht in kürzerer Zeit vollenden läßt,“ rief sie; es ist ja kein großes Bauwerk und ich hoffe, daß meine Kraft dazu ausreichen wird.“

„Liebe Ewa, überlaß es mir,“ bat Albert; „ich habe mehr Erfahrung in solchen Anlagen, und Du darfst nicht denken, daß ich Alles aufbieten werde, um Deinen Wunsch sobald als möglich zu erfüllen.“

„Nein!“ entgegnete das Burgfräulein fast kurz; „ich weiß, daß meine Erfahrungen nicht so weit reichen, als die Deinen, doch hierzu werden sie hoffentlich ausreichen. Es macht mir Vergnügen, auch einmal meine Kraft zu versuchen, fügte sie hinzu, weil sie fühlte, daß ihre Worte sehr schroff gewesen waren; „ich bitte Dich also, mir diese Angelegenheit ganz allein zu überlassen, denn ich will versuchen, ob ich die Arbeit nicht in kürzerer Zeit als die, welche Du meinst, beende.“

Renno widersprach nicht länger; Ewa war in einer aufgeregteten Stimmung, wozu sollte er noch mehr zögern; er wußte, daß sie die Schwierigkeiten erst während der Arbeit erkennen werde, ihm konnte es nur nützen, wenn sie dadurch einsehen lernte, daß reifere Erfahrungen sich nicht durch Eigensinn erlangen lassen.

„Darf ich Dir eine Anzahl meiner Arbeiter anbieten?“ fragte er; „sie sind in solchen Arbeiten gewandt.“

Ewa zögerte, dies Anerbieten anzunehmen. „Wenn Du sie mir vollständig zur Verfügung stellst,“ erwiderte sie endlich; „ich wünsche, daß sie, so lange sie bei mir arbeiten, nur meinem Befehle gehorchen.“

„Gewiß!“ versicherte Renno; „ich verspreche Dir, mich jeder Einwirkung zu enthalten; und wie viel Arbeiter wünschst Du?“

„So viel als sich überhaupt bei dem Wege beschäftigen lassen; vergiß nicht, daß es mir darauf ankommt, denselben möglichst schnell herzustellen.“

„Befehl!“ erwiderte Renno lächelnd; „es stehen Dir sogar alle meine Arbeiter zur Verfügung; wann wünschst Du sie?“

„Morgen früh.“

„Gut, ich werde ihnen noch heute ankündigen, daß sie sich morgen bei Dir einzustellen haben; wie willst Du den Weg anlegen lassen?“

„Auch dies behalte ich mir allein vor, es handelt sich ja darum, meine Kraft zu erproben. Du wirst mir so gar einen Dienst erweisen, wenn Du Dir die Arbeit nicht eher ansehest, als bis ich Dich selbst zu ihr führe.“

„Auch dies verspreche ich, und Du wirst sehen, wie gewissenhaft ich ein gegebenes Wort erfülle.“

Sofort am folgenden Morgen wurde der Weg in Angriff genommen, die Arbeiter stellten sich ein und Ewa selbst wies sie an; Carlisen war unter ihnen und auch Conrad, obschon dieser sich nur ungern dazu entschlossen hatte.

„Ich werde Euch einen noch höheren Lohn geben,“ sprach sie zu ihnen, „dafür erwarte ich, daß Ihr all' Eure Kräfte anstrengt und meinen Befehlen unbedingt gehorcht; es liegt mir daran, daß der Weg möglichst schnell hergestellt wird; nun heigt, was Ihr vermögt.“

Carlisen schwieg. Mancher der Arbeiter schüttelte zwar bedenklich den Kopf über Ewa's Befehl; was ging es ihn inbeffen an, wie der Weg wurde. Das Burgfräulein wollte indessen keinen Rath, sie bestand auf ihrer eigenen Idee und sie hatte das Recht dazu. Der hohe Lohn lockte sogar noch mehr Arbeiter an, unter ihnen auch Hefz, und Ewa nahm so viele Arbeiter an, als irgend Raum zur Arbeit hatten.

Die Anlage schritt anangs sehr schnell vorwärts, Ewa erschien selbst jeden Tag mehrere Male, um nachzusehen; sie war sichtlich zufrieden; diese Thätigkeit machte ihr Vergnügen, es that ihr wohl, daß sie ein Werk hatte, an dem sie die Thätigkeit ihres Willens erproben konnte. Mondes, was bedrückend auf ihr lag, vergah sie und sie wurde selbst gegen ihren Verlobten freundlicher. Schon hatte sie die Zeit berechnet, in welcher der Weg fertig sein konnte, und dieselbe betrug kaum so viele Wochen, als Renno Monate angegeben hatte; sie freute sich auf den Triumph, wenn sie ihn auf den vollendeten Pfad führen und ihm zeigen konnte, daß sie seiner Hilfe nicht bedürfte.

Je weiter die Arbeit, die an beiden Enden gleichzeitig in Angriff genommen war, vorschritt, um so mehr Schwierigkeiten stellten sich ein. Ewa erkannte jetzt, daß Renno Recht gehabt hatte; die Aufführung einer Mauer schien nothwendig zu sein, um dem losen Steingerölle ein Hinderniß entgegenzusetzen, sie konnte sich indessen nicht dazu entschließen, weil sie die Ueberlegenheit Albert's nicht anerkennen mochte. Noch hatte sie die Hoffnung nicht aufgegeben, den Weg ohne Mauer durchzuführen; mochte die Bergwand späterhin auch einstürzen und den Pfad verschütten, mochten ihr doppelte Kosten daraus erwachsen, so hatte sie doch ihren Willen durchgesetzt, und dies lag ihr am meisten am Herzen.

Die Besorgnisse, welche dann und wann in ihr aufstiegen, drückte sie, um Renno dieselben nicht errathen zu lassen, gewaltsam nieder; sie erschien sogar sehr heiter, und als er nach dem Fortschreiten ihres Unternehmens fragte, erwiderte sie unbefangen: „Der Weg ist bald vollendet, das Burgfräulein hofft, Dich bald auf demselben zur Burg führen zu können, um Dir zu zeigen, daß Deine Bedenken doch nicht gerechtfertigt waren.“

(Fortsetzung folgt.)

## Tanten.

Alles auf Erden ist der Wandlung unterworfen, selbst die Tanten. Ein neues Tantengeschlecht hat das fröhlichere verdrängt, das nur noch in wenigen seltenen Exemplaren in die Gegenwart hineintragt. Wie lange noch, dann werden auch sie verschwunden sein, und künftige Geschlechter werden von ihnen hören, wie von einer verflungenen Sage, die keinen Anspruch auf Wirklichkeit hat.

Noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts gab es fast in jedem Hause eine oder einige Tanten als Angehörige. Wie es noch heute in Italien die selbstverständliche Pflicht des Mannes ist, alle unterworfenen weiblichen Familienglieder zu erhalten, eine Pflicht, die ihn oft genug hindert zu heiraten, so war es früher auch in Deutschland. Da fand sich in fast allen adeligen und bürgerlichen Häusern Deutschlands irgend eine Schwester, Köusine oder Tante als Hausinventar. War sie selbstlos, liebenswürdig, tätig, so erkannte man ihre Bestimmung darin, das Los der Hausfrau zu erleichtern, deren Sorgen und Pflichten zu teilen, ohne einen andern Lohn dafür beanspruchen zu dürfen, als den, geduldetes, vielleicht geliebtes Mitglied der Familie zu sein, die ihr eine Heimath geboten. Der Beruf der Tante galt als ein beglückender. Niemand bedachte, daß die, der gestattet war, ihr Leben den Verwandten zu widmen, ohne Rechte, ohne Selbstständigkeit doch hineinleite, innerlich meist einsam trotz alledem. Der süße tausendfältige Lohn, der für die Hausfrau in dem Kuß des liebenden Gatten, der Zärtlichkeit des Kindes liegt, der Tante ist er versagt. Mag sie die Kinder des Hauses auch lieben, als ob es ihre eigenen wären; sie hat dennoch keinen Anspruch, an sie; sie muß sich sogar hüten, zu nehmen, um die Eifersucht der Mutter zu schonen, die ein Recht auf die erste Stelle im Herzen der Kinder hat. Von den Laßen gibt man ihr indes gern ein Doppeltel.

Aber nicht von dieser unsterblichen Sorte von Tanten, die es in geringeren Zahlen noch gibt und die es hoffentlich immer geben wird, will ich reden, sondern von den zum Glück immer mehr und mehr verschwindenden Typus der überflüssigen Tante. Noch vor fünfzehn Jahren war die alte Dame, die irgendwo das Snadenbrod aß, und auf Damentafeln mit Waifersorten und Schlaglöhne Orgien feierte, eine bekannte Erscheinung.

Mein großväterliches Haus besaß drei Anhängel von harmloser Art, die noch in meine Kindertage hineintrugen und die das Gute hatten, daß sie für die Familie die Quelle beständiger Belustigung waren. Da war die jüngere Schwester meiner Großmutter, ein schwächlich kleines Wesen, das ein fast seiner Lieblichkeit wegen viel be-

wundert und in Reichthum aufgewachsen war. Ihr Vater, Besitzer eines schönen Rittergutes, hatte den großen Herren gespielt und war dann in Vermögensverfall geraten. Er verunglückte rechtzeitig für sich durch Sturz aus dem Wagen und hinterließ seine Gattin und seine zwei Töchter in dürftigsten Verhältnissen. Als mein Großvater die älteste Schwester heiratete, übernahm er auch die Sorge für die andern beiden Frauen, was jetzt wohl nicht so leicht vorkommen würde. Wie Marlit's Aste Ramefl hauste in meiner Kinderzeit Tante Mienchen in einem freundlichen Giebelhäuschen des großherlichen Hauses zwischen Blumen und Vögeln, und es kam niemand in den Sinn, daß sie selbst für ihren Lebensunterhalt hätte arbeiten können.

Ihre Thätigkeit erstreckte sich vollständig auf das Stricken von vorzüglichen, feinen Strümpfen, deren Saum sie mit kunstvollen Mustern in Perl und bunter Seide versah. In diesem Fach leistete sie Ungeheuerliches. Das lag wohl daran, daß sie beständig strickte, gleichsam mit dem Strickzeug zusammengewachsen war wie der Aesop mit seinem Pferde. Selbst bei Regen und kalten Stricken. Die Letztbücher, wie man damals das Futter der Leibbibliotheken nannte, waren ihre Hauptfreude; sie las alles, was ihr in den Wurf kam, querdurch. Von dieser Masse des bezugenen Stoffes kam es wohl, daß sie niemals recht wußte, was sie gelesen hatte; zumal war die Verfasser der von ihr vertigten Romane waren, blieb ihr völlig dunkel. Namen, Inhalt, Wirklichkeit, alles warf sie bunt durcheinander.

Mit den französischen Ausdrücken, die ihr von ihrer Jugend her im Kopfe schwirrten, geriet sie vielfach in die Breite, wie denn auch ihre ganze Bildung sehr gering war. Gelehrnt hatte sie eigentlich so gut wie gar nichts und kannte die einfachsten Dinge in der Natur nicht.

Daß sie von der heranwachsenden Generation weiblich genedt ward und man viel über sie lachte, ist nicht zu verwundern; aber im Grunde hielten sie sie alle hoch. Denn sie war ohne jeden Egoismus, ganz anspruchslos und von der größten Färllichkeit für die Familie erfüllt. So geehrte es meinem Großvater zur Genugthuung, daß er ihr ein sorgenfreies Dasein gewöhnen konnte.

Tante Jettchen und Tante Fröhchen! Durften nicht schon die Namen wie getrocknete Lavendel und Thymian, oder wie Rommodenschubfächer, die fünfzig Jahre lang nicht geöffnet wurden? Diese Köusinen meines Großvaters wohnten zwar nicht in demselben Hause, gingen aber zu jeder Stunde dort ein und aus. Tante Jettchen zeichnete sich durch eine sehr lange, herunterhängende Unterlippe aus und war erschröcklich weise. Die Sprüche der Weisheit flossen förmlich aus ihrem Munde. Die andere Schwester dagegen war das reine Fragezeichen. Sie fragte immer, freilich meistens ohne auf eine Antwort Anspruch zu machen. Als meine Großmutter einmal mit ihr spazieren fuhr, begegnete ihnen im Stadtor ein Wagen, der Rehrich geladen hatte. Bei der Heimkehr durch ein anderes Thor kam den Damen wieder ein solcher Wagen entgegen, nun nun fragte Tante Fröhchen, ein langes Schweigen unterbrechend: „Ob das wohl derselbe Wagen ist, den wir vorher trafen?“ Meine Großmutter wollte sich ausschütten vor Lachen. Sie wußte es auch nicht.

Was aber alle Begriffe überstieg, das war die Reinlichkeit der beiden Alten, die eigentlich nur im Schewern, Abwaschen und Abwischen lebten. Das Putzen war ihnen Selbstzweck; daneben hatten sie die Passion, unendlichen Pappes und Schnurmurr aufzuhäufen. Ihre Erholung fanden die drei Tanten in den Kaffeeständen, die sie einmal wöchentlich mit ihren Freundinnen abhielten. Eine der Teilnehmerinnen hatte einen uralten, hölzernen Väter, der an Charles Dickens's Mister Smalwead erinnerte. Er schimpfte immerfort und lebte auf beständigem Kriegsfuß mit seiner allerbärmlichen Tochter. Eines Tages, da er eine Verabredung außer dem Hause hatte, lud sie endlich einmal die Frauenbinnen zu sich ein. Die Damen saßen im besten Plaudern, als die Thür aufging und der gefährlichste Geis mit einem Stod bewaffnet auf der Schwelle erschien. Mit bösem Blick drohenden Worten hob er den Stod, sodas die Kaffeeschwefel entsetzt und schreiend auseinanderstoben und schliefen und Kucheln im Stiche stehen.

Hochbelagt sind die Tanten dahingegangenen, eine Lücke kaum zurücklassend. Auch sie lebten von der Güte meines Großvaters. Ob sie sich unglücklich fühlten in ihrem abhängigen, leeren Dasein? Nein Zeichen deutet darauf hin. Sie waren mit ihrem Lose zufrieden und würden kaum verstanden, daß uns Kindern von heute ihre Existenz von trostloser Melancholie zu sein scheint. Erleichtert atmen wir auf in dem frohen Bewußtsein, daß wir weiter gekommen sind. Haben wir doch gelernt, uns als Glieder der menschlichen Gesellschaft zu fühlen, die das Recht und die Pflicht haben, ihre Kräfte zu entwickeln und für sich und andere nützlich zu gebrauchen. Durch eigene Arbeit selbständig zu sein — das ist ein Ideal, das den Tanten von damals noch unbekannt war.

Antarhina Jitellmann